

Der Zoodirektor erzählt



Elfte Folge . 75 Pfennig

Der Zoodirektor erzählt

von Wolfgang Ullrich

Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden - VOB Union

Bild erste Umschlagseite:
Riesenkänguruh mit Kind im Beutel

Bild vierte Umschlagseite:
Bengaltigerin „Nelly“ beim Mittagsschläpfchen

Aufnahmen:
G. Berger — M. Katzschner — F. Mierswa — W. Ullrich

III-9-19 It 18258-57 11566

Inhalt Nachruf für Chiko

Geburtstag im Mai

Mit der EXAKTA Varex in den Wildsteppen Ostafrikas

Nachruf für Chiko

Im Juni dieses Jahres ist der älteste Bewohner unseres Affenhauses, der Kapuzineraffe Chiko, verstorben. Zusammengerollt, als schlief er, lag Chiko in seinem Käfig. Sein Körperchen war noch warm, als die Tierpflegerin ihn bei ihrem Dienstantritt fand. Das kleine Affenherz hatte in den frühen Morgenstunden aufgehört zu schlagen. Chiko war der besondere Liebling vieler großer und kleiner Besucher unseres Zoologischen Gartens. Oft hat er auch vor dem Mikrofon gesessen und seine an Vogelgezwitzcher erinnernde Stimme durch den Rundfunk erschallen lassen. Er war eine kleine Tierpersönlichkeit vom Dresdner Zoo. Ich will ihm hier einen Nachruf schreiben.

Als ich Chiko zum ersten Male sah, hockte er ängstlich zusammengekauert in einem Käfigwagen eines kleinen Zirkusses. Er mußte seine vergitterte Behausung mit einer Rhesusaffenhorde teilen. Nur die Tatsache, daß der Zirkusdirektor nicht die geringste Ahnung von der Tierpsyche hatte und für ihn Affe eben Affe war, konnte diese widernatürliche Lebensgemeinschaft erklären, denn die Temperamente sind bei Kapuzineraffen und Rhesusaffen sehr unterschiedlich verteilt. Der in seinem Wesen sensible Kapuzineraffe mußte sich in der robusten Rhesusaffenhorde wie der Gefangene einer brutalen Räuberbande vorkommen. Zahlreiche Bißwunden bewiesen, daß er den Prügelknaben in dieser Affengemeinschaft abgeben mußte. Aber was kümmerte die Not des kleinen Chiko den Zirkusdirektor? Er wollte ihn, den armen, verängstigten, schon damals greisenhaften Affen, sogar zur Dressur verwenden. Als er aber Chiko aus dem Käfig nahm, um ihn abzurichten, biß Chiko in die Hand des Zirkusdirektors. Es war sicher die erste und auch die letzte derartige Verzweiflungstat, die Chiko in seinem Leben vollbrachte. Der Zirkusdirektor, der sich als Herr über Tier und Mensch fühlte, war tief beleidigt, und weil der Tierpfleger schadenfroh grinste, glaubte er, durch eine harte Bestrafung seine Autorität, die von einem kleinen Affen „angebissen“ worden war, wiederherstellen zu müssen. Er befahl, Chiko die Eckzähne abzufeilen.

Mit abgeschliffenen Zähnen und von Bißwunden bedeckt wurde mir Chiko im Tausch gegen einen Rhesusaffen von dem Zirkusdirektor angeboten. Ich willigte, schon um den bedauernswerten Chiko aus seiner furchtbaren Gefangenschaft zu befreien, auf den Tausch ein. So kam Chiko am 2. Mai 1951 in den Dresdner Zoo.



Chiko pflegte seine Bekannten mit zwitschernden Lauten zu begrüßen. Deutlich sind die vom Zirkusdirektor abgefeilten Eckzähne zu erkennen

Aber die kurze Zirkuslaufbahn ist nicht das einzige, was wir aus Chikos Leben kennen. Bald meldete sich nämlich im Dresdner Zoo die ehemalige Besitzerin des kleinen Kapuzineraffen, um das Tier zurückzukaufen, weil ihr das arme Äffchen, das sie 1937 aus Kolumbien mitgebracht hatte, leid tat. „Bei mir“, sagte sie, „hat Chiko immer frei im Garten umherlaufen dürfen, das heißt, mit einer langen Schnur an einem Fahnenmast angebunden, aber ohne Käfig.“ Wie eigenartig wird doch die Liebe zum Tier von manchen Menschen verstanden. Als der Zirkusdirektor für den Affen viele klingende Münzen bot, da hatte Chikos Herrin keine Bedenken den langjährigen kleinen treuen Freund zu verkaufen. Jetzt aber, da Chiko endlich ein neues Heim hatte und mit einigen anderen Artgenossen, mit denen er sich gut verstand, zusammenwohnte, mit ihnen spielte und sie „lauste“, jetzt, da er endlich die Umwelt gefunden hatte, die er benötigte, wenn er sich in Gefangenschaft wohlfühlen wollte, jetzt rüttelte der Anblick der Gitterstäbe des Käfigs das Gewissen der ehemaligen Besitzerin unseres Chikos wach. Aber diesmal entschieden wir über sein Schicksal. Chiko blieb bei uns. Jetzt kannten wir auch sein ungefähres Alter. Wenn er 1937 nach Deutschland gekommen war, so mußte er, als er die große Reise antrat, mindestens ein Jahr alt gewesen sein. Als er starb, hatte er also bestimmt sein 21. Lebensjahr vollendet, für einen Kapuzineraffen ein beachtliches Alter.

Jeden Morgen, wenn ich meinen Rundgang durch den Zoo machte, wurde ich von Chiko mit zwitschernden Lauten begrüßt. Rief ich ihn beim Namen, so antwortete er mir sofort. Bei jeder Führung gab er mir Gelegenheit, den Besuchern die hohen hellen Töne der Lautäußerung süd-amerikanischer Affen, die sich von den rauhen Lauten der Affen der alten Welt deutlich unterscheiden, zu demonstrieren. Auch hat er uns in den zahlreichen Sendungen des Rundfunks, in denen er mitwirkte, nie verlassen. Wüschtien die Reporter des Staatlichen Rundfunkkomitees eine Geräuschkulisse für ihre Sendungen, so gingen wir zu Chiko. Er hatte nie Hemmungen vor dem Mikrofon. Sein letzter großer Auftritt im Funk war die Konferenzsendung zwischen den Zoologischen Gärten Berlin-Friedrichsfelde, Leipzig und Dresden. Aus dem Tierpark Friedrichsfelde erklang das Brummen eines jungen Bären und aus dem Leipziger Zoo die krächzende Stimme eines Papageien. Welches von unseren Tieren konnten wir vor das Mikrofon bringen, um auch aus dem Dresdner Zoo einen Tierlaut zu senden? Schnell wurde Chiko geholt und zwitscherte, ohne sich um die vielen Menschen zu kümmern, die ihn lächelnd bestaunten. In den letzten Tagen wurde unsere Kapuzineraffengesellschaft durch zwei weitere Artgenossen, die ich bei einem Tierhändler in Holland ausgesucht hatte, verstärkt. Offensichtlich spürten die beiden neuen Affen, daß Chiko ein besonders gutes Herz hatte, denn sie hockten sich sofort zu ihm hin und lausten ihn. Aber einer der beiden „Holländer“, ein noch sehr junges, halberwachsenes Tier, wurde Chiko untreu. Er freundete sich mit Mungo, dem Oberaffen der Kapuzinerhorde an, und bald sah man ihn nur noch auf Mungos Rücken durch den Käfig reiten. Es wäre biologisch sinnvoller gewesen, hätte sich das Affenkind an Lieschen, die einzige Kapuzineräffin in diesem Käfig, angeschlossen und sie als Stiefmutter ausgewählt. Mungo aber nahm seine neue Rolle als Erzieher sehr ernst, und als Lieschen eines Tages in die Nähe des Kapuzinerkindes kam, trieb er sie hinweg und riß ihr ein Büschel Haare aus dem Fell des Rückens heraus. Seitdem darf

Lieschen erst an den Futternäpf heran, nachdem Mungo und sein Pflegekind gefressen haben. Auf Chiko jedoch war Mungo nie eifersüchtig. Er durfte mit dem Kleinen spielen, ohne daß Mungo sich darüber aufregte. Aber Chiko war für das Affenkind ein zu träger Spielgefährte. Er konnte ihm nicht in die Äste des Kletterbaumes folgen, denn Chiko war ein Greis, der sich gern in eine ruhige Ecke legte und sich die warmen Strahlen der Sonne auf das Fell brennen ließ. Im Winter lag er am liebsten auf dem Heizkörper im Affenhaus oder ließ sich in die Schürze seiner Pflegerin einwickeln und umhertragen. Das Klettern bereitete ihm Mühe. Sehr gut zu Fuß war er nie gewesen, denn in seiner frühen Kindheit hatten ihm zur Ausbildung kräftiger Muskeln und normaler Beinknochen wichtige Vitamine und Mineralstoffe bei der Ernährung gefehlt. Wir hatten ihm gleich nach seinem Eintreffen im Dresdner Zoo Vitaminstöße gegeben und konnten wohl eine wesentliche Besserung erreichen, aber das in der Kindheit Versäumte natürlich nicht mehr aufholen. Trotzdem kletterte Chiko in seinem Käfig umher, nur ging es bei ihm bedeutend langsamer als bei seinen Artgenossen, aber das erklärt sich natürlich zum Teil auch aus seinem hohen Alter.

So war Chiko einer der Zoosinsassen, die wir besonders liebgewonnen haben. Ich sagte schon, wir konnten uns auf ihn immer verlassen, bis zur letzten Stunde. Erst, als die beiden neuen Kapuziner eingetroffen waren und sich eingewöhnt hatten, erst dann verabschiedete er sich vom Dresdner Zoo. Auf der Seite liegend, als schlief er, den Kopf auf den zusammengerollten Schwanz gelegt, so fanden wir ihn, unseren kleinen Freund Chiko. Als ich ihn, wie wir das mit jedem verstorbenen Zootier zu tun pflegen, zur Sektion geben wollte, um die Todesursache feststellen zu lassen, bat mich die Tierpfleger, mit Chiko eine Ausnahme zu machen: „Wir wollen ihn im Zoo ordentlich begraben.“ Und so geschah es auch. Aus dem Käfig der Kapuziner aber erklingt das muntere Zwitschern von Mungo, Lieschen, Cherry und Bobbi.

Geburtstag im Mai

Unser Dresdner Zoologischer Garten feierte am 9. Mai 1956 seinen 95. Geburtstag. Er braucht keine Bedenken zu haben, daß er seinen 100. Geburtstag nicht erlebt, denn von Jahr zu Jahr vermehrt sich der große Kreis seiner Freunde und trägt dazu bei, daß sich unser Zoo verjüngt, daß er wächst und schöner wird.

Es ist eine Tatsache, daß überall auf der Welt die Besucherzahlen der zoologischen Gärten — besonders in den letzten Jahren — überraschend gestiegen sind. Dazu kommt, daß viele Städte, die bisher noch keinen Zoo besaßen, einen solchen gegründet haben, und in kleineren Städten, die sich einen großen Zoo nicht leisten können, Heimattiergärten entstanden sind oder zur Zeit gebaut werden. Wie kann man diese große Zuneigung, die unsere zoologischen Gärten seitens ihrer Besucher in den letzten Jahren erfahren, erklären? Es gibt verschiedene Begründungen dafür. Wollen wir Prof. Dr. Hediger, Direktor des Zoologischen Gartens in Zürich, zu dieser Frage hören. Hediger begründet den starken Besuch der zoologischen Gärten in nordamerikanischen Riesenstädten wie folgt: „Es ist gewisser-

maßen der ‚Druck ins Freie‘, der besonders an den Wochenenden eine gewaltige Stärke erreicht, aber auch an Werktagen bedeutend ist, weil viele Menschen, die nachts oder sonntags arbeiten, im Laufe der Woche ihre Freizeit genießen. Viele Einwohner jener nordamerikanischen Mammutstädte leben in künstlich belüfteten, künstlich beheizten oder gekühlten, künstlich belichteten Räumen und kommen während ihrer Arbeitstage überhaupt nie aus dem unerhörten Betonmeer heraus. In ihnen staut sich ein ertümliches Bedürfnis, wenigstens am Wochenende wieder einmal ein Stück freien Himmel, einen Baum, ein Tier zu sehen und natürliche, nicht konditionierte Luft zu atmen. Die Losung heißt also: Hinaus in die Parks, in die Lungen der Großstadt — hinaus aus den menschlichen Termitenburgen.

Bei diesen lufthungrigen Menschen, welche die Betonwüsten der Großstädte an den Wochenenden in die Parks entlassen, kann man sich überzeugen, wie stark ihre Reaktion selbst auf das banalste Tierchen ist, etwa auf eine Taube oder auf ein Eichhörnchen. Sofort bildet sich eine Gruppe Entzückter um ein solches Wesen herum. — So sind die Stadtbehörden eigentlich gezwungen, sozusagen im Interesse der öffentlichen Hygiene Parks, und wenn möglich Tierparks zu schaffen. In den Großstädten Nordamerikas erweist sich die Versorgung der Bevölkerung mit Tierparks fast gleich wichtig wie etwa die Versorgung mit Trinkwasser.“

Diese Gründe für den starken Besuch der Zoologischen Gärten in Nordamerika dürften in Europa für den Besuch der Tierparks nur in den wenigen Millionenstädten eine Rolle spielen. Für den Dresdner Zoo treffen sie bestimmt nicht zu, denn Dresden hat eine herrliche Umgebung, die in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erreichen ist. Nach ein bis zwei Stunden Fahrzeit kann der Dresdner an den Seen von Moritzburg stehen, kann von der Bastei aus weit in das Elbsandsteingebirge hineinschauen oder auf schattigen Wegen durch den Nadelwald des Erzgebirges wandern. Noch schneller und bequemer sind die Dresdner Heide, das Elbufer, Pillnitz und die großen Parks im Innern der Stadt zu erreichen. Trotzdem sind auch die Besucherzahlen des Dresdner Zoologischen Gartens gewaltig gestiegen: von 250 000 im Jahre 1950 auf 880 000 im Jahre 1956. Dabei muß allerdings berücksichtigt werden, daß auch der Tierbestand in dieser Zeit erheblich gewachsen ist, daß neue Tierhäuser entstanden, daß es sich also von Jahr zu Jahr mehr lohnte, den Zoo zu besuchen. Auch müssen wir andere ähnliche Erscheinungen mit berücksichtigen. So findet man heute in vielen Wohnungen Aquarien. Auch in Gaststätten trifft man immer häufiger auf die ‚Welt im Glase‘, womit — um Irrtümer zu vermeiden — natürlich auch wieder das Aquarium mit seinen Pflanzen und Zierfischen gemeint ist. In den Schulen gehört die Haltung von Aquarien- und Terrarientieren zum Biologieunterricht, und die biologischen Arbeitsgemeinschaften der Jungen Pioniere beschäftigen sich mit der heimischen Tierwelt. Innerhalb des Kulturbundes gehört ein großer Teil der Mitglieder zu den Heimat- und Naturfreunden, die eine beachtliche populärwissenschaftliche Arbeit leisten. Täglich treffen in unserem Zoo mindestens drei bis vier Anfragen aus allen Teilen der DDR ein, ob ein Mitarbeiter des zoologischen Gartens einen Lichtbildervortrag halten könne. Obwohl jährlich über hundert solcher Vorträge von dem wissenschaftlichen Assistenten und mir vorwiegend im Bezirk Dresden durchgeführt werden, ist der Bedarf damit bei weitem nicht gedeckt. Allein der Farblichtbildervortrag

über meine Afrikareise 1955 wurde bisher von 28 000 Dresdnern besucht. Schließlich sei noch bemerkt, daß Bücher, die über das Leben der Tiere und andere biologische Fragen berichten, in den Buchhandlungen am meisten gefragt sind. Diese Beispiele mögen genügen, um zu beweisen, daß in den letzten Jahren das Interesse an den Naturwissenschaften, besonders aber an der Biologie, beachtlich gewachsen ist. Damit finden wir eine Parallele zu der Zeit, in der die meisten zoologischen Gärten in Deutschland gegründet wurden, zu der Zeit, in der Alexander von Hum-



Der zweite
Direktor
des Dresdner
Zoologischen
Gartens,
Adolph Schoepf

boldt, Brehm und Darwin lebten, die nicht nur ausgezeichnete Wissenschaftler und Forscher waren, sondern darüber hinaus noch die große Gabe besaßen, ihr Wissen in allgemeinverständlicher Form der Bevölkerung mitzuteilen.

Der bekannte populärwissenschaftliche Erzähler Wilhelm Bölsche hat in seinem Buch „Aus Urtagen der Tierwelt“ interessante Gedanken über die Gründung der Zoologischen Gärten niedergeschrieben. „Die Hauptbewegung zur Gründung Zoologischer Gärten setzt bei uns in den letzten fünfziger und sechziger Jahren des verflorenen Jahrhunderts ein. Es war die Zeit der ersten Blüte von Populärwissenschaft neuzeitlichen Stils im Naturwissenschaftlichen. Was Alexander von Humboldt noch etwas hoch angebahnt, das ging jetzt in breiterer Schicht auf. Vogt, Roßmäßler, Brehm waren damals tätig, und sie zogen vorbildlich andere mit. Das lebendige Tier mußte dabei entscheidend werden. Brehms ‚Tierleben‘ wurde das krönende Erzeugnis jener Stimmung, wobei ihm selbst doch schon in der tieferen Verknüpfung zuteil wurde, daß es sich zu einem Monumentalwerk auch echter deutscher Wissenschaft auswuchs. Ganz besonders aber mußte die Idee des Zoologischen Gartens packen, wozu das Ausland bereits Vorbilder, wenn auch durchweg unter so nicht zu wiederholenden Bedingungen bot. Völlig sollte gebrochen werden mit dem alten Menageriebetrieb und seinem Jahrmarktzug, seinen paar zufälligen marktschreierisch übertriebenen Sensationen für müßige Gaffer. Der Zoologische Garten sollte einen dauernden, ruhigen Ort zur Tierkenntnis geben. Vergleichungsreihen, Haupttypen, eine gewisse Vollständigkeit sollten erstrebt werden. Der Schule, dem Volke sollte ein großes Anschauungsmaterial hier gleichsam als lebendiges Lehrbuch vereint sein.

Bevor also die deutschen Zoologischen Gärten entstanden, waren bereits im Ausland Tiergärten gegründet worden. Der Pariser Zoo entstand schon während der französischen Revolution im Jahre 1794. Eine zu damaliger Zeit in Versailles befindliche Menagerie siedelte in den Jardin des plantes, in den Pflanzengarten von Paris über und wurde dort sehr bald zu einem großen Zoologischen Garten. Die Menagerie war im Jahre 1662 von Ludwig XIV. eingerichtet worden und bildete nun die Grundlage zu dem Pariser Zoo. Bekannte Naturwissenschaftler, wie z. B. Cuvier und Lamarck, haben in diesem Zoo gearbeitet und dort wertvolle Anregungen für ihre Forschungen erhalten. Die erste wissenschaftliche Veröffentlichung über den Zoologischen Garten von Paris erscheint im Jahre 1801 und stammt von Lacepède und Cuvier. Paris erhielt zahlreiche Tierspenden. Mehemet Ali, der Pascha von Ägypten, schenkte dem Zoologischen Garten verschiedene Antilopen und sogar einen afrikanischen Elefanten. Eine Giraffe kam als Geschenk des Statthalters von Sensar im Jahre 1827 nach Paris. Da eine Beförderung dieses langhalsigen Riesen mit den damaligen Verkehrsmitteln nicht möglich war, mußte sie den Weg von Marseille bis Paris zu Fuß antreten.

Der älteste deutsche Zoologische Garten ist der Berliner Zoo. Bereits im Jahre 1671 wurde im Tiergarten von Berlin eine Fasanerie aufgebaut, in der auch exotische Säugetiere, und nachdem sie in den Jägerhof umgewandelt war, Wisente, Bären und Seehunde gehalten wurden. Potsdam hatte auf der Pfaueninsel eine kleine Menagerie. Im Jahre 1844 wurde der Berliner Zoologische Garten, der teils auf dem Gelände der ehemaligen Fasanerie gebaut wurde und einen großen Teil der Tiere der Potsdamer

Menagerie übernahm, eröffnet. Prof. Dr. Lichtenstein, Alexander von Humboldt und auch Lenné haben sich maßgeblich für die Gründung des Berliner Zoos eingesetzt.

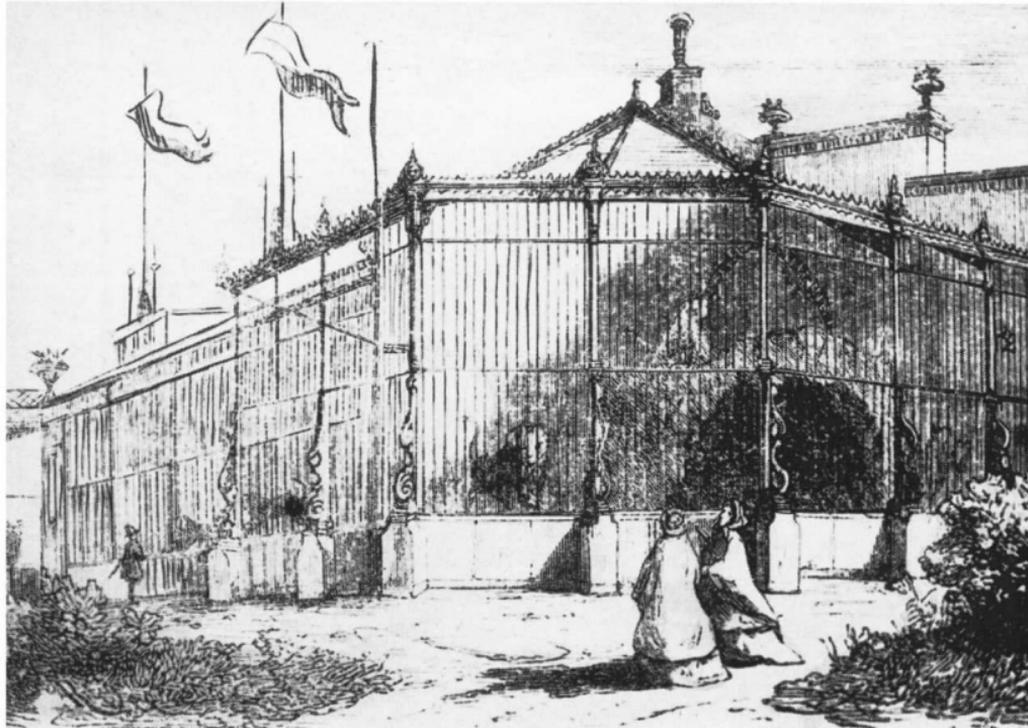
Schon kurze Zeit darauf werden auch in anderen deutschen Städten Zoos gegründet: Frankfurt a. M. 1858, Köln 1860, Dresden 1861, Hamburg 1863, Hannover 1863, Karlsruhe 1866, Leipzig 1867, Düsseldorf 1874, Münster 1875, Elberfeld 1879, Aachen 1886, Halle 1901, Hamburg-Stellingen 1902, München 1910, Nürnberg 1912. Manche von ihnen sind später wieder aufgegeben oder in ein anderes Gelände der Stadt verlegt worden. Dresden hat also einen der ältesten Zoologischen Gärten.

Ein Jahr vor der Gründung des Dresdner Zoologischen Gartens erscheint in der bekannten Zeitschrift „Die Gartenlaube“ ein Bericht von Prof. H. E. Richter mit der Überschrift: „Die zoologischen Gärten“. Bevor ich einige interessante Einzelheiten aus der Geschichte unseres Zoologischen Gartens erzähle, möchte ich einen Auszug aus diesem sehr wertvollen Aufsatz geben, denn die meisten in ihm geäußerten Gedanken haben heute genauso wie vor 96 Jahren Gültigkeit.

„Die bevorstehende Gründung eines zoologischen Gartens bei Dresden hat zunächst in unserem Vaterländchen, die öffentliche Aufmerksamkeit und Diskussion wieder diesem an sich nicht neuen Gegenstande zugewendet. Dieselbe wird aber nächstens eine allgemeine werden, indem sicherem Vernehmen nach, auch in Hamburg und Köln (vielleicht bald in den meisten größeren Städten) solche Tiergärten entstehen werden.

Sie fragen, werter Freund, warum ich mich so für diesen Gegenstand interessiere? Nun, weil ich auf meinen Reisen die meisten derselben gesehen und davon den Eindruck mitgebracht habe, daß solch ein zoologischer Garten eine Zier und Ehre für die Stadt ist, welche ihn besitzt, und daß er der Bevölkerung ein hochzuschätzendes Element der Unterhaltung und Belehrung, der rein menschlichen und wissenschaftlichen Bildung darbietet!“ Nachdem Prof. Richter eine kurze Beschreibung der Zoologischen Gärten in London, Amsterdam, Antwerpen, Berlin, Frankfurt am Main und Paris gegeben hat, kommt er auf den geplanten Dresdner Zoo zu sprechen: „In Dresden wurde der Plan zu einem Tiergarten zuerst von dem dasigen ‚Verein für Hühnerzucht‘ gefaßt, welcher 1859 in einem dazu ermieteten Garten der Ostra-Allee eine Anzahl in- und ausländischer Tiere ausstellte. So geringfügig dieser Anfang auch war, so hat er doch in der kurzen Frist von sieben Sommermonaten seines Bestehens die bedeutende Zahl von 21 462 Besuchern aus allen Ständen angelockt und bei einem geringfügigen Eintrittsgeld (von zwei, resp. einem Silbergroschen) das darauf verwendete Kapital mit 17,5 Prozent verzinst. Dadurch wurde man ermutigt, einen zoologischen Garten in größerem Maßstab nach den oben beschriebenen Vorbildern zu begründen.

Hierzu bot sich ein Platz dar, wie er nicht günstiger gewünscht werden kann. Die städtischen Behörden zu Dresden haben nämlich begonnen, den vor der sogenannten Bürgerwiese, am Dohnaischen Schlag südostwärts nach dem Großen Garten hin sich erstreckenden Wiesengrund (bei den Botanikern als ‚Orbanchen-Wiese‘ weitbekannt) nach den Entwürfen des berühmten Berliner Generalgartendirektors Lenné in eine Parkanlage zu verwandeln, welche auf ihrer Westseite bis zu dem Böhmischen Bahnhofe hin von einem neu zu erbauenden eleganten Stadtteil (Fortsetzung des sogenannten ‚englischen Viertels‘) eingefasst werden soll. Da, wo dieser städ-



Ein alter Kupferstich aus dem Jahre 1863 zeigt das Raubtierhaus, das 1945 völlig zerstört und 1955 am selben Ort in moderner Gestalt wieder aufgebaut wurde

tische Wiesengrund aufhört, erstrecken sich noch einige im Privatbesitz befindliche Felder bis zu dem ‚Großen Garten‘ längs des an einem Damm sich hinschlängelnden ‚Kaitz-Baches‘. Diese Felder wird der vorläufig durch Zeichnung von 50 000 Talern begründete ‚Verein für den zoologischen Garten‘ ankaufen und für die freiliegenden Anlagen benutzen. Den schattigen Teil liefert der ‚große Garten‘ selbst, indem dasjenige dreiseitige Stück desselben, welches westlich von dem Kaitz-Bach liegt, durch das Königliche Sächsische Finanzministerium für besagten Zweck bewilligt worden ist. Der Bach wird das nötige Wasser für die Teiche der Wasservögel, die Badebassins der Dickhäuter, die Tränkung der übrigen Tiere usw. liefern und sich dann in den städtischen Parkanlagen neugefußt, weiterschlingeln.“

Mit Recht ist Prof. Richter sehr optimistisch und prophezeit dem damals erst im Bau befindlichen Dresdner Zoo hohe Besucherzahlen. Dabei erfahren wir auch die Zahl der Fremden, die zu dieser Zeit jährlich Dresden besuchten: „... jährlich etwa 80 000 Einpassierte, ohne die polizeilich ungemeldeten z. B. bei Verwandten auf kurze Zeit Einsprechenden mit-zuzählen ...“

Aber der Dresdner Zoo hat auch große Gegner bereits vor seiner Eröffnung gehabt. Nachdem Prof. Richter die Bedeutung der zoologischen Gärten für die Popularisierung der Naturwissenschaften für die Schulen, Universitäten und Kunstakademien herausgestrichen hat, schildert auch er die „tiefegehende Geistesströmung“ seiner Zeit: „... die Mehrzahl der Leute tappt nach einem neuen Glaubensfundament umher, daß mit den unumstößlichen Tatsachen der neueren Naturwissenschaft besser in Übereinstimmung gebracht werden könne und welches doch gleichzeitig das jeder Menschenbrust eingeborene und von der Vernunft dringend geforderte Sittengesetz erhalten, veredeln, befestigen soll... Wird nicht, wenn ein solches Bildungsmittel (gemeint sind die zoologischen Gärten) auf die heranwachsenden Geschlechter aus allen Ständen gewirkt hat, unter Mitwirkung anderer Bildungselemente, wie sich von selbst versteht, das Volk langsam, aber nachhaltiger versittlichter und einsichtsreifer werden?... Wenn über diese grundsätzliche Bedeutung der zoologischen Gärten irgendein Zweifel sein könnte, so würde er sich dadurch erledigen, daß sie sofort Gegner gefunden haben, und was für welche! Denn wer waren diese, welche z. B. den projektierten Dresdner Zoologischen Garten schon vor der Entstehung in meistens anonymen Zeitungsartikeln voll Erbitterung angriffen? Soweit bekannt, solche Leute, welche ein Interesse daran haben, daß das Volk roh und unwissend, eine jeder vernünftigen Freiheit unwürdige Herde bleibe. Ihnen ist instinktmäßig alles zuwider, was dem Volke Bildung und Intelligenz zuführt; denn ein davon durchdrungenes Volk läßt sich nicht unterdrücken und ausbeuten.

Und wer sind die Begründer der neueren zoologischen Gärten gewesen? Wenig Reiche mit großen Aktienzeichnungen und sehr zahlreiche kleine Leute mit den geringst möglichen Sümmchen. So bei der Dresdner Gesellschaft, so auch bei den übrigen neuerlich gegründeten Tiergärten. Das Volk hat die Sache entschieden!“

Die Sonne strahlte seit den frühen Morgenstunden des Eröffnungstages unseres Dresdner Zoologischen Gartens, des 9. Mai 1861. In großen Scharen kamen die Dresdner, um ihrem Zoo einen Besuch abzustatten. Die niedrigen Eintrittspreise — wochentags zahlten Erwachsene 50 Pfennig, Kinder 20 Pfennig, sonntags Erwachsene 30 Pfennig und Kinder 10 Pfennig — gaben jedem die Möglichkeit, den Zoologischen Garten zu besuchen. So stieg die Einnahme nach den ersten zehn Wochen bereits auf 30 000 Mark. Trotzdem war das Betriebskapital am Ende des ersten Jahres völlig aufgebraucht. Allein der Bau eines heizbaren Winterhauses, in dem während der kalten Jahreszeit die empfindlichen Tiere untergebracht werden sollten, die in dem ebenfalls heizbaren Affenhaus keinen Platz mehr fanden, kostete 43 000 Mark. Auch mußten im Laufe des ersten Jahres noch verschiedene Tiere angeschafft werden, damit die vorhandenen Gehege entsprechend besetzt werden konnten. Wie der Finanzbericht aus dem Jahre 1862 mitteilt, wurden dafür 23 000 Mark ausgegeben. Um seine Aktionäre bei guter Laune zu behalten beschloß der Verwaltungsrat trotzdem Dividende in Höhe von 2½ Prozent auszuzahlen. Das Aktienkapital betrug damals 245 000 Mark und sollte um weitere 150 000 Mark erhöht werden, was auch verhältnismäßig leicht gelang, weil die Übertragbarkeit der Aktien eingeführt wurde und die Käufer für die kommenden Jahre noch höhere Dividende erwarteten. Darin allerdings täuschten sie sich sehr. Aus einer Tageszeitung, die am 9. Mai 1871 über das zehnjährige Jubiläum



Aus dem Betschuanaland in Südafrika kamen im Jahre 1956 diese beiden Löwen. Sie bezogen einen Käfig im neuen Raubtierhaus

des Dresdner Zoologischen Gartens berichtet, erfahren wir, daß in den ersten zehn Jahren 1 300 000 Menschen den Zoo besuchten und daß seine Ausgaben über 200 000 Taler betragen haben.

Im Jahre 1862 wurde mit dem Bau des Raubtierhauses begonnen und die erste Hälfte im Frühjahr 1863 fertiggestellt. Dabei kam es zu ernststen Auseinandersetzungen über die notwendige Stärke der Gitterstäbe. Es wurde der Leitung des Gartens der Vorwurf gemacht, daß sie die Kräfte eines erwachsenen Löwen unterschätze. Die Gitterstäbe des Daches vom Löwenkäfig seien viel zu dünn und böten nicht genügend Sicherheit. Damit wurde der in den meisten Büchern als kraftstrotzender, mächtiger „König der Tiere“ beschriebene Löwe völlig falsch eingeschätzt. Wenn er auch über beachtliche Kräfte verfügt, so gehört es doch nicht zu seiner Eigenart, diese Kräfte am Gitter seines Käfigs zu erproben. Löwen sind keine Ausbrecher. Wohl kann es geschehen, daß sie, frisch importiert, in der ersten Zeit gegen das Gitter fahren, wenn ein Mensch in ihre Nähe kommt. Sehr bald aber lernen sie das Gitter als eine undurchdringliche Absperrung kennen und machen nie den Versuch, es zu zerstören. Viel mehr Schaden richten Bären in ihren Käfigen an. Auch in freier Wildbahn scharren und graben sie gern. Diese Eigenart behalten sie in Gefangenschaft bei, obwohl — was sie nicht wissen können — im Steinboden ihrer

Gehege keine Wurzeln wachsen und in den Wänden keine Biennester versteckt sind. Dazu kommt, daß die Tatze dieses Sohlengängers viel beweglicher ist als die Pranke des auf den Zehen gehenden Löwen. Deshalb eignet sie sich auch so gut als Grabwerkzeug. Einer dieser Löwenkäfige steht heute noch. In ihm sind seit der Zerstörung des Raubtierhauses durch den Bombenangriff im Februar 1945 vier erwachsene Braunbären untergebracht. Die Gitterstäbe sind auch heute noch dieselben wie im Jahre 1862. Bisher ist aus diesem Käfig weder ein Löwe noch ein Bär ausgebrochen.

Das zur Hälfte fertiggestellte Raubtierhaus wurde mit einem Löwenpaar besetzt, das bereits acht Monate vorher eingetroffen war, aber bis zur Eröffnung des Hauses am 9. Mai 1863 in Transportkisten wohnen mußte. Die Löwin brachte im Januar drei Löwenkinder zur Welt. Das waren die ersten im Dresdner Zoo geborenen Löwen. Leider kümmerte sie sich um ihre Kinder nicht. Zwei starben, das dritte nahm Albin Schoepf, der erste Direktor des Dresdner Zoos, der „Rabenmutter“ weg und legte es einer kleinen Pinscherhündin an, die sich als gute Amme erwies. So wuchs in der Wohnung des Zoodirektors ein junger Löwe heran. Er wurde mit besonderer Liebe von der Tochter Schoepfs gepflegt. Leider wurde er nur neun Monate alt. Den zweiten Wurf fraß die Löwin, ehe es Schoepf verhindern konnte, auf. Die Löwin selbst starb wenige Wochen später, im Oktober 1864. Schoepf ließ sich jedoch durch Mißerfolge in der Löwenzucht nicht entmutigen. Er kaufte eine nordafrikanische Löwin und hatte diesmal einen guten Griff getan, denn bereits im ersten Jahr brachte die Löwin vier Junglöwen zur Welt und zog sie auf. Auch dem zweiten Wurf gegenüber, der aus drei Löwenkindern bestand, erwies sie sich als gute Mutter. Was sie jedoch veranlaßt haben mag, die zwei Löwenkinder ihres dritten Wurfes am siebenten Tag aufgeregt im Käfig umherzuschleppen, ist heute nicht mehr festzustellen. Man nahm ihr die Kleinen weg und zog sie erfolgreich mit der Milchflasche auf. Schoepf kaufte noch weitere Löwinnen, die ebenfalls laufend durch „Pascha“, den ersten männlichen Löwen des Dresdner Zoos, Junge warfen. Es sei darauf hingewiesen, daß viele zoologische Gärten zu dieser Zeit ihre Löwen vom Dresdner Zoo bezogen und unser Garten durch seine Löwenzucht berühmt war, viele Jahre bevor der Leipziger Zoo gegründet wurde, der heute noch diesen Ruf genießt. Während der ersten 25 Jahre seines Bestehens wurden im Dresdner Zoo 42 Löwen großgezogen. Im Jahre 1911 waren es bereits 70. Interessant ist auch, daß in den neunziger Jahren einem jungen Löwen das rechte Auge operativ entfernt werden mußte. Seine Mutter „Hulda“ hatte ihn verletzt. Die Operation wurde von Prof. Dr. von Pflug mit bestem Erfolg durchgeführt.

Im Jahre 1864 erwarb Albin Schoepf das erste Tigerpaar, das zum dritten Geburtstag unseres Gartens einen großen Käfig im Raubtierhaus bezog. Bis zum Jahre 1871 brachte die Tigerin achtzehn Junge zur Welt, von denen jedoch kein einziges am Leben blieb. Die Mutter hatte keine Milch und kümmerte sich nicht um ihre Kinder. Wieder versuchte Schoepf, wie er es schon mit dem jungen Löwen gemacht hatte, die Tigerkinder mit der Milchflasche oder durch eine Hundeamme ernähren zu lassen. Aber leider schlug auch die künstliche Aufzucht immer fehl. Am 22. März 1871 erblickten wieder drei kleine gestreifte Raubkatzen das Licht der Welt. Zwei davon wurden sofort nach der Geburt zu einer englischen Hühnerhündin

gebracht, die drei Tage vorher geworfen hatte. Die Hundeamme nahm die ihr untergeschobenen artfremden Stiefkinder an, ließ sie saugen und pflegte sie mit derselben Sorgfalt, wie sie es auch mit ihren beiden eigenen Kindern tat. Schließlich wurde die ganze Familie in den Zoo gebracht, wo Schoepf der Hündin auch den dritten Tiger noch anlegen ließ. Leider aber war dieses Tigerkind schon so schwach, daß es kurz darauf starb. Die anderen beiden aber wuchsen zu kräftigen Tigern heran und wurden zusammen mit ihrer Pflegemutter im Jahre 1872 an den Amsterdamer Zoologischen Garten verkauft.

Ein ausführlicher Bericht über die erste gelungene künstliche Aufzucht junger Tiger im Dresdner Zoologischen Garten ist in der „Gartenlaube“ im Jahre 1871 zu finden. Es heißt dort wie folgt: „... als die schöne Tigerin des Dresdener Zoologischen Gartens am 22. März dieses Jahres wieder einmal Junge bekam, und zwar nicht mehr und nicht weniger denn drei Stück. Wieder einmal; denn schon fünf Mal vorher war dies der Fall gewesen, und eine wahre Tigerherde müßte es geben, wenn sie alle noch lebten. Aber leider lebt kein Einziges von diesen früher geborenen Jungen, nachdem die alte Tigerin niemals Milch hatte, um sie säugen zu können. Alles wurde damals von dem unermüdlichen Director Schoepf versucht, um die Jungen am Leben zu erhalten; denn da im Zoologischen Garten zu Dresden die Zucht von Löwen, Bären, Pumas usw. ein fast regelmäßiges und natürlich einträgliches Geschäft geworden ist, und nur die Tigerzucht

Auch ein Pärchen Siamtiger beherbergt wieder der Dresdner Zoologische Garten

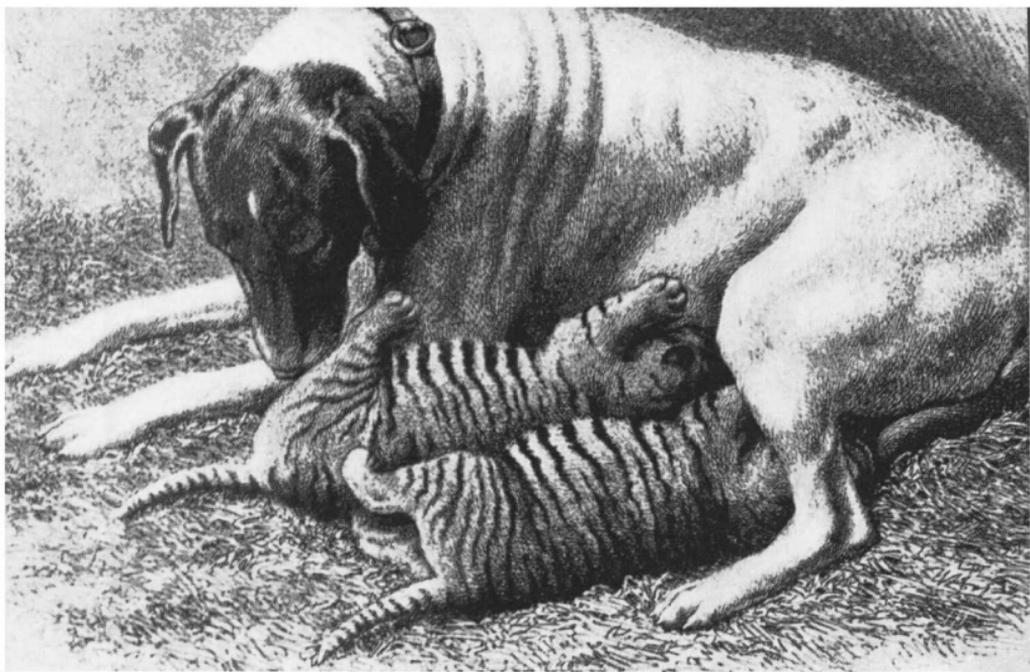


noch nicht gelang, so mußte schon deswegen der Wunsch nach diesem Erfolg immer lebhafter werden. Der Director versuchte es also bisher mit allem Möglichen: mit Hündinnen, mit Ziegenmilch, mit Kuhmilch, mit der Saugflasche, mit Löffel, mit Spritze, aber stets starben die jungen Tiger nach wenigen Tagen. Einen Andern hätte wohl diese Erfolgslosigkeit ermüden können, aber nicht unsern Schoepf. Als er jetzt beim sechsten Male die Wurfzeit der Tigerin herannahen sah, bat er in öffentlichen Blättern etwaige Eigentümer von tragenden oder säugenden Hündinnen um betreffende Mittheilung, und der glückliche Zufall fügte es, daß, als die Tigerin nun wirklich Junge bekam, eine Hühnerhündin, welche sich im Besitz des Herrn Erb- und Lehngerichtsbesitzers Schlotter zu Langebrück befand, eben auch erst Junge geworfen hatte. Da der Besitzer mit einer Gefälligkeit, für welche ihm der Zoologische Garten sehr verpflichtet ist, sich zur Darleihung der Hündin bereit erklärte, so handelte es sich zunächst um einen Versuch, ob dieselbe die jungen Tiger auch annehmen würde. Ein Transport der Hündin selbst hätte zunächst den Erfolg dieses Versuchs fraglicher gemacht, und so traten denn die zwei jungen Tiger (den dritten hatte man zunächst bei seiner Mutter gelassen, um möglicherweise doch noch die Milch derselben herbeizuziehen) die Probereise, wohlverpackt in einem Korbe mit einer Wärme flasche, nach Langebrück an. Der Erfolg war vollständig; mochte es der Hündin bei ihren neun Jungen, von denen man ihr nur zwei gelassen hatte, vor Allem auf Ersatz, gleichviel welchen, ankommen, oder fühlte sie eine wirkliche Neigung für die plumpen, putzigen Kleinen, kurz, die Tiger wurden sofort an Kindes Statt angenommen und ließen es sich dabei ganz wohl sein, indem sie sich sofort dem Soff ergaben.

Jetzt war die Hauptsorge beseitigt, der Rücktransport der Tiger mit ihrer nunmehrigen Amme und deren zwei Kindern ging vor sich, und zur größeren Sicherung des Erfolgs begleitete sogar der Besitzer der Hündin dieselbe bis zum Zoologischen Garten, damit das Thier sich dort besser eingewöhnen möchte. Auch das gelang, und so wohnt nun schon seit Wochen die Tiger-Amme mit ihren Pfleglingen in einer eigenen Kammer des Raubtierhauses und empfängt dort ungescheut die zahlreichen Besuche der schaulustigen Dresdener.

Gerade die große Sanftmuth der Hündin, welche es zuläßt, daß das Publicum sich massenhaft und dicht an sie und die Tiger herandrängt und diese sogar anfaßt und streichelt, trägt natürlich sehr zur Beliebtheit der ganzen Gruppe und zum zahlreichen Besuch des Gartens bei, denn das Bewußtsein, einen Tiger gestreichelt zu haben, ist ja doch am Ende nicht zu verachten.

Vom Director des Gartens erhielt ich eine freundliche Benachrichtigung über das Ereigniß, nachdem die Tiger ungefähr acht Tage alt waren, natürlich mit einer Einladung zum Besuch. Nach einer Woche machte ich mich denn auch daran, den Tigern meine Aufwartung zu machen, und ich gestehe, daß der Anblick ein reizender und gemüthlicher zugleich war. Der Hündin hatte man ihre eigenen Jungen kurz vorher genommen und zu einer anderen gebracht, um den Tigern die ganze Milch zukommen zu lassen, und außer dieser genossen die Pfleglinge nun auch die ganze Zärtlichkeit ihrer Amme. Deren ganzes Benehmen war überhaupt so aufrichtig mütterlich, daß sie von dem ganzen Schwindel schwerlich eine Idee hatte und wahrscheinlich den Glauben hegte, daß diese ihre Jungen



Große Sorge bereitete die Aufzucht junger Tiger dem Zoodirektor Schoepf. Im Jahre 1871 brachte „Die Gartenlaube“ ein Bild der Hundeamme, die zwei Tigerkinder mütterlich betreute

sich nur etwas verändert hätten. Freilich war dies dann ein starker Glaube, denn hundehaft benahmen sich die jungen Tiger allerdings nicht. Während junge Hunde in den ersten Wochen keinen anderen Ton haben als ein jämmerliches Winseln, waren die Töne der Tiger ein fortwährendes Rasonieren, besonders arg dann, wenn sie die gesuchte Nahrungsquelle nicht gleich fanden. Denn obgleich sich bereits nach zwei Wochen ihre Augen öffneten, so wußten sie doch offenbar davon anfangs keinen Gebrauch zu machen und blinzelten höchst blöde vor sich hin. Bei diesem erwähnten Suchen nach der Stoffquelle gebrauchten sie übrigens ihre kurzen Beine mit großer Energie, und sie würden ihre Pflegemutter dabei über und über blutig gerissen haben, wenn ihnen ihre erstaunlich scharfen Krallen nicht bereits zweimal vom Director beschnitten worden wären. Die prachtvolle Erscheinung des erwachsenen Tigers, die gewiß kein eindruckfähiger Beschauer vergißt, war nun allerdings bei diesen Jungen noch sehr im Keim versteckt. Aber kann man dies ihnen vorwerfen, oder etwas Anderes erwarten? Ist etwa der Mensch, diese Krone der Schöpfung, im Alter von zwei Wochen etwas sehr Prachtvolles? Und so gleicht

denn der junge Tiger von zwei Wochen einem kleinen braunen, schwarzgestreiften Wollsack, an dem unten vier kurze Beine, ein kurzes spitzes Schwänzchen hinten und ein streifenreicher, fast kugelrunder Kopf vorn befestigt sind. Daß die Beine zum Gehen sind, muß Tiger und Beschauer mehr ahnen, wenn letzterer nicht schon sichere Nachrichten darüber hat, denn fortwährend stolpert das kleine Tigerchen über die vielen Beine, fällt um, auf den Rücken und braucht dann sehr viel Zeit, um wieder den Bauch unter sich zu haben. Auch dabei viel Räsonieren, welches überhaupt nur dann ganz schweigt, wenn die kleinen Kerle wie Bluteigel sich an der Amme festgesogen haben, um zuletzt von selbst abzufallen und schnell ein Weniges zu schlafen. Saugen, schlafen und mitunter etwas in ihrem Heukasten herumstolpern, das ist zunächst ihr Sein.

Als ich die Gruppe anfing zu malen, bot sie gerade den Anblick, wie ihn das Bild zeigt. Aber leider, wie das dem unglücklichen Thiermaler immer geht, dauerte das nicht lange, die Hündin wollte zunächst ihre Lage verändern und stieg sogar ganz aus ihrem Kasten, um sich mir zu stellen. So rührend dies an sich sein mochte, so machte es doch auf mich einen mehr entgegengesetzten Eindruck, und nur meinen eifrigsten Bemühungen gelang es endlich, das Thier seinem Beruf wieder zuzuführen. Aber sie legte sich nun ganz anders hin. Beleuchtung, 'Ungestörtsein', diese Hauptsachen waren mir günstig, nur die größte Hauptsache, das Thier selbst, nicht. Da nahte mein Schutzengel, der Wärter Donath, dessen Pflege die Gesellschaft anvertraut war. Auf meine Bitte machte er den Versuch, die jetzt gerade aufgestandene Hündin niederzudrücken und sie in die Stellung zu bringen, die sie mir erst vorgeschlagen hatte. Und siehe da, es gelang vortrefflich, jede Korrektur ließ sich das fast menschlich fromme Thier gefallen, die Tiger mußten gleichfalls parieren, und so möge denn der Beschauer das beifolgende Bild nicht eigentlich als mein, sondern als das Werk des Wärters betrachten, der so entscheidend in die Arbeit eingriff. Selbstverständlich braucht Wida, so heißt die Tiger-Amme, auch die nötige Bewegung in frischer Luft, und sie wird daher täglich einmal ausgeführt, meist außerhalb des Gartens, um den vielen in der Nähe gehegten Wiederkäuern keine Unruhe zu verursachen. Die feine Jagddressur des Thieres zeigt sich aber selbst bei diesem kurzen Weg zum Garten heraus oder hinein, denn sowie ihm einer der vielen Hasen, welche den Garten in voller Freiheit beleben, zu Gesicht kommt, so 'steht' es, als wäre die Saison in vollem Gange. Doch nach solcher Abwechslung ist auch die Hingebung des Thieres an die jungen Tiger um so eifriger.

Der dritte schon erwähnte kleine Tiger war zwar auch noch der Hündin angelegt worden, schien aber doch die Nahrung schon zu lange entbehrt zu haben und starb. Doch ist noch jetzt beim Schreiber dieser Zeilen die Hoffnung um so größer, die beiden anderen Tiger aufzuziehen, da sie sich, wie ich brieflich erfahren, nun mehr entwickeln und täglich kräftiger werden. Da vorauszusehen ist, daß ihnen bei fortschreitender Entwicklung die Milch der Hündin nicht mehr genügen wird, ohne daß sie bereits Fleischnahrung vertragen würden, so wird gegenwärtig der Versuch gemacht, sie an die Ziehflasche zu gewöhnen. Ist dies gelungen, wie zu hoffen, so hat das Tiger-Geschwisterpaar (es ist Männchen und Weibchen) Aussicht, noch lange ein Anziehungspunkt im Dresdner Zoologischen Garten zu sein. Von den früher geborenen Jungen des Dresdner Tigerpaares stehen drei ausgestopft in derselben Kammer, wo jetzt Wida mit ihren

Tigern liegt, und geben Gelegenheit zu Vergleichen. Auch im Schaufenster eines Leipziger Kaufladens sind drei junge ausgestopfte Thierchen zu sehen. Sie sind zwar mit einer alten ausgestopften Tigerin zusammengestellt, aber ich habe sie, die Jungen, stark in Verdacht, daß sie Dresdner Kinder sind und daß ihnen ihre jetzige Mutter octroyirt worden ist.“

Beim nächsten Wurf schlug der Versuch, die jungen Tiger wieder durch eine Hundeamme aufziehen zu lassen, fehl. Der Wurf des Jahres 1873 jedoch wurde erfolgreich von einer Jagdhündin betreut. Ein zweites Tigerpaar, „Peter“ und „Thilde“, bereitete weniger Sorgen. Leider erlebte aber Albin Schoepf diesen Erfolg nicht mehr, denn die ersten Kinder dieses Tigerpaares wurden 1882 geboren.

Albin Schoepf brachte auch den ersten Menschenaffen in den Dresdner Zoo. Es war die Schimpansin „Mafoka“, die Schoepf am 21. Juli 1873 in Kirchberg bei Zwickau erwarb. Der Afrikareisende Jehn hatte sie aus dem Inneren von Guinea mitgebracht. Als Spielgefährtin hatte Jehn der Schimpansin einen kleinen Schnurrbartaffen in den Käfig gegeben. Beide Tiere fanden eine neue Wohnung im Winterhaus des Dresdner Zoologischen Gartens. „Mafoka“ schenkte ihr kleines Schimpansenherz ganz ihrem neuen Herrn. Mit deutlicher Freude begrüßte sie Schoepf, sooft er sie besuchte, und versuchte ihn immer festzuhalten, wenn er sich von ihr verabschieden wollte. Aber „Mafoka“ wurde auch ein Streitobjekt unter den Zoologen. Im „Deutschen Hausschatz in Wort und Bild“ steht im Jahre 1875 folgender Aufsatz: „Ein großer Affe im Zoologischen Garten zu Dresden setzt die Gelehrsamkeit der deutschen Zoologen auf eine harte Probe. Die Einen erklären ‚Mafoka‘, so heißt der Affe, für einen Gorilla, die Anderen für einen Schimpansen und bilden somit zwei Parteien: ‚Gorillaner‘ und ‚Schimpanseisten‘. Wenn Mafoka ein Gorilla wäre, so hätte er einen großen Werth, da bis jetzt noch kein Gorilla in Deutschland gelebt hat. Die Meinung von Mafokas Gorillathum ist aufgetaucht, nachdem zwei Thierhändler den Affen in Dresden gesehen und 8 000 Taler für ihn geboten hatten.“ Es war der Schwager Hagenbecks, der Thierhändler Rice aus London, der für Mafoka die hohe Summe bezahlen wollte. Auch Hagenbeck und Brehm hielten Mafoka für einen Gorilla. Die auffallend kleinen Ohren, die schwarze Gesichtsfarbe und die nur gering hervorspringende Oberlippe veranlaßten diese guten Tierkenner zu der Meinung, daß „Mafoka“ ein Gorilla sei.

Auch nach dem Tode von „Mafoka“ — sie starb in der Nacht vom 14. zum 15. Dezember 1875 — war dieser Streit noch nicht geklärt. 1876 steht im „Deutschen Hausschatz in Wort und Bild“ wieder ein Bericht über den Dresdner Schimpansen, den ich hier auszugsweise wiedergeben möchte. „Wie unseren Lesern noch Erinnerung sein wird, tauchte im vorigen Sommer mit einem Mal das Gerücht auf, der Schimpanse des Dresdner zoologischen Gartens sei kein Schimpanse, sondern ein Gorilla. Das Gerücht nahm immer größere Dimensionen an und spitzte sich förmlich zu einer Parteifrage zu. Selbst nach dem Tode der ‚Mafoka‘ und der anatomischen Zergliederung des Cadavers hörte der Streit noch nicht auf, und die ‚Gorillaner‘ gingen zum Theil sogar so weit, die Richtigkeit der anatomischen Untersuchung in Zweifel zu ziehen. Jetzt, nachdem es Dr. Falkenstein, einem Mitglied der ehemals Gűßfeldtschen afrikanischen Expedition gelungen ist, einen echten lebenden Gorilla von der Loangoküste mit herüberzubringen, ist der unerquickliche Streit zu Ende, und zwar gründlich.



Mafoka war kein Gorilla . . . Dr. Falkenstein ist der erste, dem es nach all den gescheiterten Versuchen gelungen ist, den vielbegehrten Affen nach Europa, beziehungsweise Berlin, zu überführen.“

Der letzte Satz entspricht nicht den Tatsachen. Der erste lebend nach Europa gelangte Gorilla war „Jenny“. Er wurde als Schimpanse angesehen und reiste mit einer Menagerie durch England. Erst nach seinem Tode stellten die Zoologen im Museum in London fest, daß „Jenny“ ein Gorilla war.

Mafoka war auch der Liebling der Dresdner Zoofreunde geworden und in einer Festschrift, anlässlich der Halbjahrhundertfeier im Jahre 1911 herausgegeben, wird über Mafoka ausführlich berichtet: „Eine spaßhafte Episode spielte sich einmal mit einem Schornsteinfeger ab. Der frühere Besitzer Mafokas besaß einen Negerknaben, der dem Schimpansen als Gespieler gedient hatte. Als sich nun gelegentlich ein Schornsteinfegerjunge dem Käfig nahte, glaubte Mafoka wahrscheinlich, es sei ihr früherer Reisegefährte, denn sie brach sofort in ein Freudengeschrei aus. Als sie aber die Füße des Schornsteinfegers durch das Gitter untersuchte und den Ruß gerochen hatte, wurde sie ernstlich böse, biß den Jungen ziemlich derb in den vorgehaltenen Finger und würde ihn arg zugerichtet haben, wenn sie nicht glücklicherweise das feste Gitter abgehalten hätte, daß sie vor Wut zerreißen wollte. Sehr gern versuchte Mafoka in der Nähe stehende kleine Kinder zu erschrecken, indem sie aufrecht rückwärts ging und mit den Armen drohte, dann aber mit wenigen Sätzen ans Gitter sprang und dieses mit Gewalt schüttelte. In den späteren Jahren, als sie größer und kräftiger geworden war, wurde sie überhaupt unbändig und unleidlich, so daß sie mit der allergrößten Vorsicht behandelt werden mußte. Ihre kleine Spielgefährtin, das Schnurrbartäffchen tötete Mafoka in grausamer Weise. Beide Affen hatten sich eines Abends wie gewöhnlich ruhig niedergelegt. Da hörte Direktor Schoepf nachts in seiner Wohnung, die unmittelbar über der Affenstube lag, ein entsetzliches Geschrei des kleinen Affen und wiederholtes Aufschlagen. Er eilte sofort hinab und sah zu seinem Schreck, wie Mafoka ihre Gefährtin an dem Schwanz gefaßt hatte und sie unaufhörlich an die Wand schleuderte und auf den Fußboden aufschlug. Zwar entriß er ihr sofort den kleinen Affen, das arme Tierchen starb aber schon beim Herausnehmen in seinen Armen. Anderen Tags wollte der Direktor sehen, ob Mafoka Reue fühle und hielt ihr deshalb den Leichnam durchs Gitter vor; sofort aber griff sie sehr heftig danach und packte ihn so fest, daß es schwer hielt, den toten Körper vor ihren erneuten Wutausbrüchen zu schützen. Bemerkte sei, daß es in der Mordnacht sehr stark donnerte und blitzte, wodurch das Tier vielleicht in die große Aufregung versetzt worden war. Nach ihrer früheren Spielgefährtin hat sie merkwürdigerweise, wie das doch sonst bei Tieren der Fall ist, später nie gesucht.“

Auch über den Tod Mafokas sind wir unterrichtet. Sie starb an einer Krankheit, die zu damaliger Zeit viele Opfer unter den in Zoologischen Gärten gehaltenen Affen und Menschenaffen forderte, an einer Tuberkulose. Alle Versuche, diese furchtbare Krankheit zu bekämpfen, verliefen

Nebenstehendes Bild: Jährlich werden im Dresdner Zoologischen Garten sechs Braunbärenkinder geboren. Nachdem sie von ihren Müttern abgesetzt sind, treten sie ihre Reise in einen anderen Zoo oder in einen Zirkus an



ergebnislos. Kurz vor ihrem Tode kam Schoepf, der sie liebevoll gepflegt hatte, noch einmal zu ihr in den Käfig. Unter größter Anstrengung richtete sich Mafoka auf und schlang ihre Arme um den Hals ihres Freundes. Dann sank sie ermattet in sich zusammen und verschied in der Nacht vom 14. zum 15. Dezember 1875.

Im Juni des folgenden Jahres erwarb Schoepf einen jungen Orang Utan, der aber leider schon 14 Tage später starb. Auch eine Schimpansin, die als Geschenk in den Dresdner Zoologischen Garten kam, lebte nur kurze Zeit. Giraffen beherbergte der Dresdner Garten seit dem Jahre 1875. Wiederholt wurden auch junge Giraffen im Zoo geboren. Allerdings erst nach dem Tode von Albin Schoepf im Jahre 1882. Wie aus den Aufzeichnungen des alten Dresdner Zoos hervorgeht, sind die Giraffenkinder immer nur kurze Zeit am Leben geblieben. Sie sollen an einem angeborenen Kropf gelitten haben, der die Luftröhre zusammendrückte, so daß sie sofort nach der Geburt ersticken mußten. Eine weibliche Giraffe — es war eine Netzgiraffe, gehörte also zu derselben Art, die der Dresdner Zoologische Garten seit Juni dieses Jahres wieder besitzt — wurde 13 Jahre alt, ehe sie an einer Gebärmutterentzündung im Jahre 1911 starb.

Ein hohes Alter erreichte im Dresdner Zoologischen Garten die indische Elefantenkuh „Lilly“, die als 1,35 Meter hohes Elefantenbaby am 8. Juli 1863 im Dresdner Zoo ihren Einzug hielt.

In den Jahren 1873 bis 1883 machte der Dresdner Zoologische Garten eine Krisenzeit durch. Durch den zunehmenden Tierbestand erhöhten sich die Kosten für Futtermittel, die außerdem in dieser Zeit einer erheblichen Preissteigerung unterlagen. Auch neue Tierhäuser mußten gebaut werden. Der Elefant „Lilly“, der am 8. Juli 1863 als etwa dreijähriges Elefantenkind in den Dresdner Zoo kam, war im damaligen Winterhaus untergebracht worden. Inzwischen hatte er aber an Gewicht und Größe beträchtlich zugenommen und der Bau eines Elefantenhauses machte sich dringend notwendig. Auch zur Unterbringung der Antilopen und Giraffen mußte ein Haus geschaffen werden, in das die Besucher während des Winters hineingehen konnten, um diese so interessanten Tiere zu betrachten. Um diese Pläne durchzuführen war viel Geld notwendig, das der Dresdner Zoo nicht besaß. Der Aktienverein mußte erkennen, daß ein Zoologischer Garten allein durch die Eintrittspreise sich nicht tragen kann. Deshalb wandte er sich an den Landtag mit der Bitte um einen Zuschuß in Höhe von 9000 Mark aus Staatsmitteln. Dabei wurde auf den volksbildenden Wert besonders hingewiesen. Der Antrag wurde jedoch mit dem Bemerkten abgelehnt, daß man dem Zoologischen Garten seine Bedeutung für Kunst und Wissenschaft zwar nicht absprechen könne, er aber doch mehr der Unterhaltung und dem Vergnügen diene. So sah sich die Verwaltung gezwungen, auf den Grundbesitz eine Hypothek in Höhe von 300 000 Mark von der süddeutschen Bodenkreditbank aufzunehmen. Damit aber wurde der Zoologische Garten durch die jährlich abzutragende Tilgungssumme einschließlich 7 % Zinsen stark belastet. Die Sorgen wurden von Jahr zu Jahr größer. Eine geringe Hilfe konnte die Stadt erteilen, indem sie dem Zoo jährlich 5000 Mark Zuschuß gab. Als sich der Aktienverein im Jahre 1878 erneut an den Landtag mit der Bitte wandte,

Nebenstehendes Bild: Behaglich blinzelt ein Waschbär aus seiner in luftiger Höhe gelegenen Villa auf die Besucher herab

dem Zoo eine finanzielle Unterstützung zu geben, wurde dieser Antrag wiederum abgelehnt. In den Gedenkblättern zur 50-Jahr-Feier wird darüber berichtet: „Das Verständnis für den hohen Wert der Zoologischen Gärten als Bildungsstätten für Wissenschaft, Kunst und Volksbelehrung muß an dieser Stelle damals recht gering gewesen sein. Abgeordneter Bmstr. H. sagte z. B. in der Debatte: Der Zoologische Garten sei weiter nichts, als eine große Menagerie, die einen höheren Bildungswert für die Allgemeinheit nicht habe. Wenn der Staat dem Dresdner Zoologischen Garten Unterstützung gewähren würde, könnte auch jeder wandernde Menageriebesitzer dasselbe mit noch mehr Recht verlangen, denn er zeige seine Tiere wenigstens auch in anderen Städten des Landes. Und mit welcher Liebe die Kommission sich mit der Petition beschäftigt haben mußte, kennzeichnete der Rat, den der Berichterstatter, Abgeordneter P. dem Zoologischen Garten in der Debatte gab: Nämlich das Rhinoceros für 18 000 Mark zu verkaufen, dann sei der Verwaltungsrat gleich aus der Geldklemme. Leider vergaß Herr P. vorzuschlagen, welche Tiere in den folgenden Jahren folgen sollten. Ein Kommentar ist hier überflüssig. Heute, wo das Verständnis und die Liebe für die Naturwissenschaften schon tief in die Volksseele eingedrungen sind, würden derartige verständnislose Essays der Herren Vertreter des Volkes kaum noch denkbar sein.“

Der Zoologische Garten sah sich somit gezwungen, den Tierbestand soweit wie möglich einzuschränken und die Einnahmen durch Veranstaltungen verschiedener Art zu erhöhen. Aus diesem Grunde wurde auch im Jahre 1878 im Dresdner Zoo die erste Hagenbeck'sche Völkerschau gezeigt, die eine große Anzahl Besucher in den Zoo lockte.

In diese Zeit fällt auch der Tod Albin Schoepfs. Er hatte dem Zoo auch in den Zeiten der größten Not immer die Treue bewahrt und als ihm im Jahre 1869 angeboten wurde, die Leitung des Berliner Zoologischen Gartens zu übernehmen, lehnte er diese Berufung, die ihm große persönliche Vorteile gebracht hätte mit dem Bemerken ab, daß ihm sein Dresdner Zoo und seine Tiere zu sehr ans Herz gewachsen wären. „Als Dank für diese selbstlose echt Schoepfsche Tat wurde ihm nach einstimmigen Beschluß der Generalversammlung vom 5. Juli 1870 durch den Verwaltungsrat der Titel eines Betriebsdirektors verliehen.“

In der Nacht vom 25. zum 26. April 1881 schloß Albin Schoepf seine Augen für immer. Er starb an einem Blasenleiden, daß ihm viele Tage vor seinem Tode furchtbare Schmerzen bereitet hatte. Sein Sohn Adolph Schoepf befand sich zu dieser Zeit in Amerika, wo er im Auftrage der Firma Carl Hagenbeck Tiere einkaufte. Die Nachricht vom Tode seines Vaters erreichte ihn nicht. Als er aber in einem Hotel in Hoboken bei New York zufällig die „Dresdner Nachrichten“ in die Hände bekam, las er in dieser Zeitung eine kleine Notiz über den Tod seines Vaters. Sofort reiste er nach Deutschland zurück und bewarb sich um den Direktorenposten beim Dresdner Zoo, der ihm auch durch einstimmigen Beschluß des Verwaltungsrates zugesprochen wurde. Am 1. Juli 1881 begann Adolph Schoepf, der durch seine langjährige Arbeit bei Hagenbeck eine große Erfahrung im Umgang mit wilden Tieren gewonnen hatte, die Leitung des Dresdner Zoos zu übernehmen. Bei Hagenbeck war er als Kaufmann eingestellt worden und wirkte in der ersten Zeit als Tiereinkäufer und später als Geschäftsführer. Der Verwaltungsrat hatte mit der Wahl dieses befähigten Tiergärtners einen guten Beschluß gefaßt.

Mit der EXAKTA Varex in den Wildsteppen Ostafrikas

Im Juni und Juli 1955 und vom Oktober 1956 bis Januar 1957 befand ich mich auf Safari in Ostafrika. Ich bereiste die Urwälder des Meru, eines der höchsten Vulkane Tanganjikas und die weiten Steppengebiete, die sich rund um den Kilimandscharo ausbreiten, das Hochland der Riesenkriater bedecken und bis zum Viktoriasee ausdehnen. Über meine Erlebnisse und Beobachtungen auf der ersten Safari im Jahre 1955 habe ich in der Broschüre „Mit der Kamera in Afrika“, Dresden 1955, und in dem Farbbilderbuch „Afrika, einmal nicht über Kimbe und Korn gesehen“, Radebeul 1956, berichtet; den Verlauf der zweiten Reise schilderte ich in der Broschüre „Unter Löwen und Masai“, Dresden 1957. Hier will ich meine Erfahrungen, die ich auf dem Gebiete der Fotografie in Ostafrika machte, schildern. Meine Fotoausrüstung bestand aus zwei EXAKTA-Varex-Kameras mit folgenden Objektiven: Flektogon 2,8/35, Tessar 2,8/50, Biotar 2/58, Triotar 4/135, Sonnar 2,8/180, Sonnar 4/300 mm. In den Steppengebieten, deren Böden besonders in der Nähe der Vulkane zum größten Teil aus verwitterter Lava bestehen, einem Staub, der feiner als Mehl ist, waren Kameras und Objektiv diesem Staub täglich viele Stunden ausgesetzt. In den Bergwäldern des Meru wirkten Feuchtigkeit und der erhebliche Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht — am Tage steigt die Temperatur bis 40° C, nachts fällt sie bis 3° C — auf meine Apparate ein. Die Kameras und Objektiv haben diese Strapazen ohne Schaden überstanden und mich nie im Stich gelassen. Auch das Filmmaterial, ich verwendete Agfa-Isopan 17/10 und 21/10 DIN und Agfa-Color-Umkehr-Ultra T 16/10 DIN — von der Agfa Wolfen hergestellt — hat sich ausgezeichnet bewährt.

Die Fahrt im allseitig offenen Landrover, einem geländegängigen Kraftwagen mit Vierradantrieb, macht es besonders während der Trockenzeiten notwendig, daß Kameras und Objektiv staubsicher verpackt werden. Die im Handel üblichen Objektivköcher und Kamerataschen, die mit Samt ausgefüllt sind, eignen sich für Foto-Safaris in Afrika nicht. Der Staub setzt sich im Samt fest und macht die Reinigung der Taschen schwierig. Deshalb muß der Samt mit einem abwaschbaren Stoff überzogen werden. So sind Kameras und Objektiv stoßsicher untergebracht und die Taschen können leicht gesäubert werden. Die Objektivschutzdeckel müssen besonders fest schließen, sollen sie doch den Staub fernhalten, auch wenn die Kamera schußbereit ist. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen mußte ich die Objektiv immer wieder mit Lederlappchen und Pinsel, die in kleinen Jonifol- oder Plastikbeutelchen griffbereit untergebracht waren, reinigen. Die Filme sind in den mit Klebband verschlossenen Metallkapseln staubsicher untergebracht. Das blaue Klebband der Agfa-Color-Filmkapseln bewährte sich in Afrika besser als das schwarze Klebband der Agfa-Isopan-Kapseln, dessen Klebmasse sich in der Hitze löst, beim Filmwechsel an den Fingern haftet und ein sauberes Einlegen des Filmes erschwert. Belichtete wie auch unbelichtete Filme sollten möglichst kühl aufbewahrt werden. Ich habe die Filme in Jonifolbeutelchen verpackt und in Koffern transportiert. Der Schatten des Zeltes genügte immer, um die Emulsion vor Hitzeschäden zu bewahren. Außerdem stellt die Agfa Wolfen auch Isopan-Filme mit Tropenemulsion her.

In den meisten großen Städten Ostafrikas besteht die Möglichkeit, Filme entwickeln zu lassen. Die Fotoarbeiten werden von Indern ausgeführt. Es ist ratsam, um die Kontrolle über Kamera, Filmmaterial und Belichtung zu haben, hin und wieder einen Film entwickeln zu lassen. Ich möchte jedoch abratens, das gesamte Fotomaterial in Afrika entwickeln zu lassen, da die Arbeiten in den afrikanischen Fotolaboratorien nicht mit der notwendigen Sorgfalt ausgeführt werden. Keinesfalls sollten Colorfilme in Afrika entwickelt werden, auch nicht in den großen Städten wie Nairobi oder Kapstadt. Ich habe viele in Afrika entwickelten Colorfilme verschiedener Herstellerfirmen gesehen. Sie befriedigten nicht. Oft war es beim Entwickeln sogar zu Lichteinfällen gekommen. Mit Luftpost ist ein Colorfilm spätestens in sieben bis zehn Tagen in Deutschland. Der Absender kann also nach drei Wochen bereits den entwickelten Film zurück haben. Außer diesen Kontrollfilmen habe ich nie Filmmaterial nach Europa geschickt, sondern die belichteten Filme — es waren auf jeder Safari über 100 Stück — im Handgepäck nach Deutschland gebracht, denn bei der afrikanischen Post kommt es vor, daß Briefe, Päckchen und Pakete verlorengehen.

Die in Afrika von mir am meisten benutzte Belichtungszeit bei Verwendung von 16/10 DIN Colorfilm war $\frac{1}{150}$ Sec. mit Blende 5,6. Es ist falsch, anzunehmen, daß die Tropensonne ein starkes Abblenden und kurze Belichtungszeiten verlangt. Die günstigsten Lichtverhältnisse sind von 8.30 bis 11 Uhr und von 15 bis 17.30 Uhr. Da Ostafrika unter dem Äquator liegt, beginnt der Tag um 6 Uhr und endet um 18 Uhr. Während der Mittagszeit scheint die Sonne senkrecht auf das Land hernieder. Die Farben verblassen und auf den Objektiven liegen tiefe Schatten, die ohne Blitz kaum aufgehellt werden können. Die Abendsonne bringt starke Rottöne, während die Morgensonne grell und fahl ist. Auch während der Trockenzeiten befinden sich meist Wolken am Himmel, so daß oft ein für den Farbfilm günstiges diffuses Sonnenlicht vorhanden ist. Bei dem starken Einfluß, den die Farben der Landschaft auf die Belichtung ausüben — grellgelbe Steppe, dunkelgrüne Büsche, rote Erde usw. — ist es unbedingt erforderlich, wenigstens in der ersten Zeit einen Belichtungsmesser zu benutzen. Dabei muß jedoch beachtet werden, daß die Einwirkung des hellen Himmels zu hohe Lichtwerte auf dem Belichtungsmesser erscheinen lassen kann, die zu einer Unterbelichtung führen. Viele Objekte, besonders die Neger, aber auch Tiere (Elefanten, Nashörner, Flußpferde usw.) sind sehr dunkel und es ist schwierig, eine Belichtungszeit zu finden, die das Objekt gut durchgezeichnet auf dem Bild erscheinen läßt und ein Überblenden durch die helle Umgebung verhindert. In Zweifelsfällen hat es sich immer als richtig erwiesen, die Blende größer als sie vom Belichtungsmesser angegeben wird, zu wählen. Oft war ich gezwungen, mehrere Aufnahmen mit verschiedenen Belichtungszeiten zu machen. Dazu bleibt natürlich nicht immer die notwendige Zeit, denn die Tiere stehen meist nur Sekunden still, um dann mit wenigen Sätzen hinter den nächsten Dornenbüschen zu verschwinden. Die Belichtungszeit von $\frac{1}{150}$ Sec. halte ich für notwendig, um auch mit dem Sonnar 300 mm aus der Hand zu fotografieren, ohne zu verwackeln. Zum Aufstellen eines Statives kommt man bei den meisten Großwildaufnahmen nicht. $\frac{1}{150}$ Sec. Belichtungszeit genügt aber auch, um die normalen Bewegungen des Wildes einzufangen. Bei flüchtendem Wild mußte ich mindestens $\frac{1}{250}$ Sec. belichten, was bei bestem Licht

noch mit einer Blendenöffnung von 5,6 möglich war. Hier bewährten sich die lichtstarken Sonnare. Auch für Portrait-Aufnahmen von Eingeborenen war ich oft gezwungen die Teleobjektive zu benutzen, denn die Neger glauben, daß man mit dem Bild eines Menschen einen bösen Zauber machen kann, der sich ungünstig auf die fotografierte Person auswirkt und haben deshalb Angst vor der Kamera. Sie fliehen, wenn sie nur einen

Wir hatten unsere EXAKTA-Varex-Kameras mit den Sonnaren immer schußbereit. Erstaunt betrachtet meine Frau die bunten Ohrgehänge eines Masai, den wir am Rande der Kap-Kairo-Straße trafen



Fotoapparat sehen. So mußte ich viele Aufnahmen von Eingeborenen unbemerkt aus größerer Entfernung mit einem Teleobjektiv machen. Dort, wo die Eingeborenen häufig mit Touristen zusammentreffen, haben sie sich an die Kamera gewöhnt, verlangen aber meist hohe Trinkgelder. Zu aufgeregten Wortgefechten kam es, als ich Inder in den Städten Afrikas fotografierte. Der Inder empfindet es als beleidigend, wenn er wie die Neger, mit denen er zwar Geschäfte macht, die er aber als Menschen zweiter Ordnung betrachtet, als Fotoobjekt dienen soll. Auch bei diesen Aufnahmen mußte ich meist Teleobjektive verwenden oder ich fragte vorher um Erlaubnis, was den Inder sehr schmeichelte aber leider auch bewirkte, daß er sich in Fotopositor stellte. Gefährlich wurde das Fotografieren von Eingeborenen in der Nähe eines oft von Fremden besuchten Nationalparkes. Die Masai verlangten dort für das Fotografieren von zwei Masaifrauen fünf Schilling (das sind etwa 2,80 DM).

Als ich aber die unverschämte Forderung mißachtend, außer den Frauen auch die Kinder, die Männer und den Kral aufnahm, regten sich einige Krieger auf und griffen zu ihren Waffen, so daß wir uns schnell zurückziehen mußten.

Die besten Aufnahmen konnte ich von den Masai machen, die fern der Zivilisation lebten. Wir schlugen unser Zelt in der Nähe ihres Krals auf und nach einigen Tagen schlossen sie mit uns Freundschaft. Sehr bald benahmen sie sich ganz ungezwungen und beachteten die Kameras nicht mehr. Große Freude bereitete es allen Eingeborenen, wenn ich es ihnen gestattete, durch den Sucher der Kamera zu schauen. Oft nahm ich ihnen so die Scheu vor der Kamera. Am schwierigsten gestaltete sich das Fotografieren von Säuglingen und Kindern. Meist erhielt ich als Antwort, wenn ich fragte, ob ich die Kinder aufnehmen dürfe: „Die sind noch zu klein“. Wir konnten auch diese Bedenken zerstreuen, wenn wir Fotografieren von unseren Kindern oder von Negerkindern zeigten. Jedoch muß man den Eingeborenen erst erklären, was auf dem Bild zu sehen ist, muß Augen, Ohren, Mund zeigen, ehe sie erkennen, daß die Fotografie einen Menschen darstellt.

Wer viel Geld hat, kann durch eine der Safari-Gesellschaften seine Reise organisieren lassen. Er wird dann sehr bequem reisen, wird immer in Hotels oder Rasthäusern übernachten, wird ausgewählt gute Speisen vorgesetzt bekommen und erhält auch neben Löwen, Nashörnern und Elefanten einen Masai- oder Watusitanz serviert. Aber von dem unberührten Afrika wird er wenig erleben. Eine solche Safari für vier Tage in das Amboseli-Nationalreservat und in den Tsavo-Nationalpark kostet für zwei Personen 2 660 Schillinge; eine Safari für 20 Tage durch Kenya und Uganda in den Kongo kostet für zwei Personen 8 540 Schillinge. Diese Preise zeigen, daß derartige Safaris nur für sehr reiche Leute erschwinglich sind. Bedeutend höher liegen die Preise für Jagdsafaris.

Das Fotografieren von Elefanten, Nashörnern und Löwen ist in Afrika leichter als das Fotografieren von Rehen und Hirschen in unserer Heimat. Sehr schwierig ist es dagegen Giraffengazellen, Kudus, Zwergantilopen, Leoparden und andere scheue Tiere vor die Kamera zu bekommen. Am leichtesten lassen sich Tiere in den Nationalparks fotografieren. Hier ist das Wild an Kraftwagen und Menschen gewöhnt.

Die Tiere stehen nur wenige Meter von den in fast allen Nationalparks für den Touristenverkehr erbauten Rasthütten entfernt. Man kann sich

den meisten von ihnen auf wenige Meter nähern, ohne daß sie fliehen. Aber auch in den Nationalparks und Reservaten wechselt der Wildbestand im Jahreslauf. Die beste Zeit für Wildaufnahmen ist die Trockenzeit, die im Gebiete des Kilimandscharo zwischen Juni und September liegt. In dieser Zeit versammelt sich das Wild in der Nähe der Flüsse und ist gezwungen, zu den wenigen noch verbliebenen Wasserstellen zu kommen. Während der Regenzeit findet das Wild überall Wasser und ist deshalb

Die Masai Frauen tragen an den Armen schwere Manschetten aus Drahtspiralen



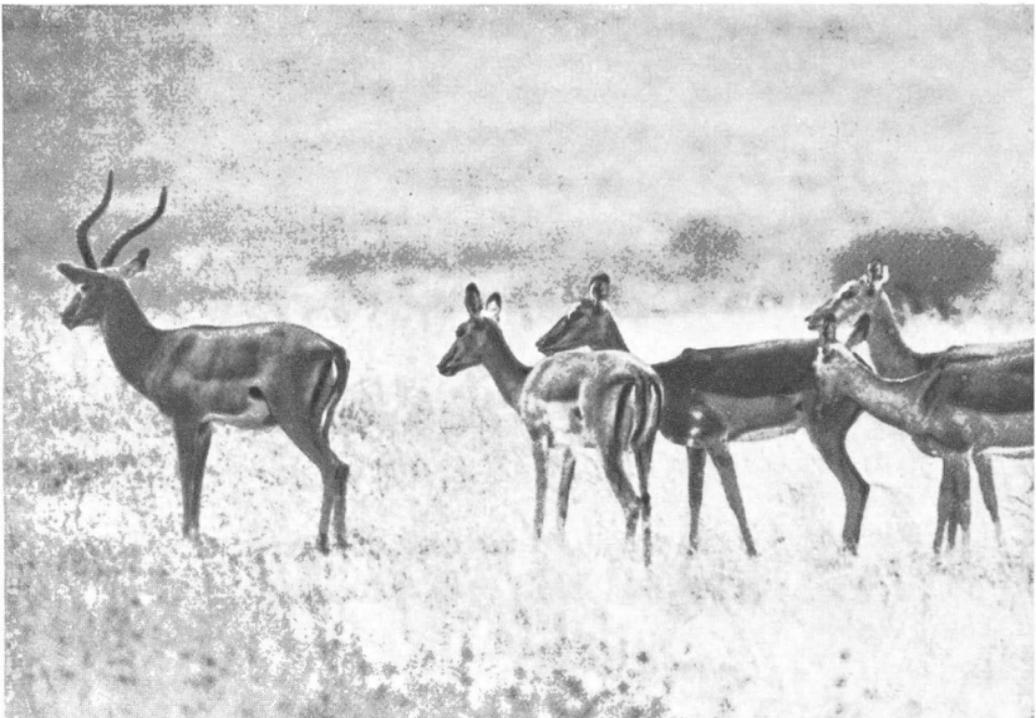


Elefanten in freier Wildbahn zu fotografieren ist besonders schwierig, da diese Dickhäuter meist im unübersichtlichen dichten Busch stehen

auch über weite Gebiete verteilt. Man muß dann lange suchen, ehe man es findet. Ein Kraftwagen ist bei Fotosafaris unentbehrlich, denn es sind oft große Entfernungen zu überwinden, um in die wildreichen Gebiete zu kommen. Ich legte auf meiner zweiten Afrikareise über 12 000 Kilometer im Auto zurück. Auch kommt man im Wagen näher an das Wild heran, als es zu Fuß möglich ist. Natürlich ist die Benutzung eines Kraftwagens — es muß ein geländegängiger Jeep oder Landrover sein — nur in Nationalparks, wo die Straßen verhältnismäßig gut sind und in den Grassteppen möglich. Im Urwald muß man sich auf schmalen Wildpfaden an die Tiere anpirschen. Es ist falsch anzunehmen, daß die Fotografie von Wildtieren leichter und weniger gefährlich sei als die Jagd. Auch in den Nationalparks sind die wehrhaften Tiere keinesfalls ungefährlich. So wurden im Tsavo-Nationalpark im letzten Jahr zwei Menschen von Löwen angefallen und schwer verletzt, ein Kind von einem Krokodil gefressen und ein anderes Kind verlor durch ein Krokodil ein Bein. Wir wurden im Ngorongoro-Reservat wenige hundert Meter vor dem Rastcamp auf der Straße von einem Elefanten angegriffen und konnten uns nur durch schnelle Flucht mit dem Wagen retten. Vier Angriffe durch Elefanten — wovon zwei uns in besonders gefährliche Situationen brachten, weil wir uns ohne

es zu wissen, mitten in einer Herde dieser Dickhäuter befanden — erlebte ich im Urwald des Meru, der auch Schutzgebiet aber nicht Nationalpark ist, also selten von Menschen aufgesucht wird. Es ist deshalb notwendig, daß auch der Tierfotograf gewisse Regeln des Verhaltens der in freier Wildbahn lebenden Tiere gegenüber dem Menschen kennt. Der Mensch hat für jedes Wildtier Feindbedeutung. Das Tier flieht, wenn sich der Mensch ihm nähert. Die Entfernung, auf die sich der Mensch dem Wildtier nähern kann, die Fluchtdistanz, ist von der Tierart und von der Erfahrung abhängig, die das Individuum mit dem Menschen gemacht hat. Im allgemeinen kann festgestellt werden, daß die Fluchtdistanz in einem direkten Verhältnis zur Körpergröße der Tierart steht. Je größer die Art, umso größer ist auch die Fluchtdistanz. Die Antilopen haben also eine größere Fluchtdistanz als die Eidechsen. Außerdem ist die Fluchtdistanz gegenüber Kraftwagen geringer als gegenüber Menschen. Deshalb kommt der Kamerajäger im Kraftwagen näher an das Wild heran als zu Fuß. In oft von Jagdsafaris besuchten Gebieten hat das Wild mit Menschen und Kraftwagen schlechte Erfahrungen gesammelt, also ist dort auch der Fluchtastand bedeutend größer als in Naturschutzparks, in denen nicht gejagt wird und die häufig von Touristen befahren werden. Auch fliehen Herdentiere, die sich aus irgendeinem Grund von der Herde getrennt haben, bei größerer Fluchtdistanz als ihre Artgenossen, die im Herdenverband leben. Die Fluchtdistanz der meisten großen Pflanzenfresser der Steppe liegt in Jagdgebieten bei 80 bis 150 Metern, in Naturschutzparks bei 40 bis 90 Metern.

Eine Herde Impala-Antilopen in der Steppe bei Nairobi



Ausnahmen bilden in den oft besuchten Naturschutzparks die Löwen, Nashörner und Elefanten. Da der Mensch in den Naturschutzparks für sie die Feindbedeutung verloren hat, leben diese Tiere wieder im „paradiesischen Zustand“. Es gibt dort für dieses wehrhafte Wild überhaupt keine Feinde und wenn ihnen ein Lebewesen zu nahe kommt, vertreiben sie es durch Drohen und Angriff. So kann man in Naturschutzparks Löwen, Nashörner und Elefanten aus 10 bis 20 Meter Entfernung fotografieren, ohne daß sich diese Tiere um die Anwesenheit des Menschen kümmern. Oft schliefen die Löwen ruhig weiter, während wir mit unserem Kraftwagen unmittelbar vor ihnen standen und fotografierten. Bei dem wehrhaften Großwild muß man also mit dem Angriff statt mit der Flucht rechnen. Wie stark sich auch hierbei die Gewöhnung an den Menschen auf das Verhalten der Tiere auswirkt, erfuhr ich im Amboseli-Nationalreservat am Fuße des Kilimandscharo. Dieses Reservat ist durch die große Zahl der Nashörner bekannt, die in ihm leben. Da das Reservat schnell und gut von Nairobi und Arusha aus zu erreichen ist, weil die Kap-Kairo-Straße an dem Amboseli-Reservat vorüberführt, wird es oft besucht. Ein Teil des Gebietes jedoch wird seltener befahren, weil dort weniger Wild zu finden ist und das Gelände durch einen Sumpf getrennt ist, in dessen Schilfgürtel sich viele Tiere tagsüber zurückziehen. Die Nashörner, die in diesem Teil leben, dulden eine Annäherung nur auf 50 bis 60 Meter und sind sehr aggressiv, während die Nashörner in dem häufig befahrenem Gebiet uns auf 10 bis 15 Meter herankommen ließen ohne uns zu beachten.

In letzter Zeit ist besonders durch Veröffentlichungen in illustrierten Zeitschriften beim Leser dieser Aufsätze der Eindruck erweckt worden, als gäbe es das dunkle Afrika, das Wildparadies, nicht mehr, als wäre Afrika zivilisiert und würde seine Menschen und Tiere nur noch den Touristen für gutes Geld in Reservaten gezähmt und dressiert vorführen. Diese Darstellung trifft zumindest für Ostafrika nicht zu. Wohl besteht heute die Möglichkeit auf gepflegten Straßen mit einem normalen Personenkraftwagen durch ganz Afrika hindurchzufahren, jenseits dieser Straßen aber dehnen sich weite Steppengebiete und riesige Urwälder aus, die nur selten, oft jahrelang gar nicht, von Weißen betreten werden. Wer also das Abenteuer in tropischer Wildnis sucht, wird es auch heute noch in Afrika finden. Es wäre jedoch wünschenswert, wenn die Großwildjäger, die, um dieses Abenteuer zu suchen, nach Afrika reisen, ihr Gewehr mit der Kamera vertauschen würden. Sie werden bei der Jagd mit der Kamera dasselbe Jagdfeber erleben.

